

# Die beschwerliche Suche nach dem Paradies

## Die Religionsgemeinschaft der peruanischen Israeliten



FOTOS: HILDEGARD WILLER

*Die Wellen des Amazonas reflektieren das gleißende Sonnenlicht, ein paar Buben sind auf ihrem Einbaum zum Fischen unterwegs, entlang des Ufers üppiges Grün und ab und zu eine Hütte, in der die Männer in der Hängematte ihre Siesta halten, während die Frauen auf der Feuerstelle den täglichen Fisch und die Kochbananen zubereiten. Es erstaunt nicht, dass das peruanische Amazonasgebiet schon immer Glückssucher, Phantasten, Revolutionäre und Aussteiger angezogen hat: der Kautschukbaron Fitzcarraldo zog hier sein Schiff über die Berge (und metzelte nebenbei die Indígenas hin), der junge Arzt Che Guevara heilte die Leprakranken in San Pablo, der Brasilianer Jose da Cruz schleppte ein großes Holzkreuz flussauf- und abwärts und verkündete den bevorstehenden Weltuntergang. Seit den 70er Jahren gehören langhaarige, bärtige Männer und Frauen mit Schleiern zum Bild der Selva: die Religionsgemeinschaft der peruanischen Israeliten will hier ihre Vorstellung eines Paradieses auf Erden verwirklichen.*

VON HILDEGARD WILLER

**A**ltomonte liegt 24 Stunden flussabwärts von Iquitos, wenn man mit dem öffentlichen Transportboot fährt, in sechs Stunden kann man es mit einem Motorboot schaffen. Auf der Anhöhe thront das Erkennungszeichen der Israeliten, der blaue Fisch auf weißem Grund mit der Aufschrift „FREPAP“. 12 000 Israeliten haben sich hier niedergelassen, auf einem Gebiet, das verwaltungsmäßig zur Gemeinde San Pablo gehört. Am Ufer von Altomonte sitzen Frauen, den Kopf mit bunten Schleiern bedeckt, und warten darauf, dass ihnen jemand ihre Bananen abkauft. Männer mit langen Haaren und Bärten beladen einen alten Holzkahn mit Reissäcken und beäugen halb misstrauisch, halb neugierig die fremden Besucher. Dabei sind sie selbst Fremde in der Selva, wie ihre andinen Gesichtszüge unschwer verraten: sie kommen aus dem peruanischen Hochland oder aus Lima und den Küstenstädten, wohin sie vor der Armut und dem Terrorismus geflohen waren, um schließlich auf Geheiß ihres Religionsstifters, Ezequiel Ataucusi, den Urwald zu besiedeln.

Juan, der Lehrer und Verwaltungsdirektor der Kolonie, führt durch das Dorf. Als

Grundschullehrer gehört er zur intellektuellen Elite der Israeliten, von denen die meisten gerade ein paar Grundschuljahre absolviert haben. Juans Neugier siegt über das Misstrauen, das die Israeliten berechtigterweise Fremden und vor allem Presseleuten gegenüber zeigen. In mehreren Fernsehsendungen hatten Journalisten die Kolonien bezichtigt, ihre Leute unter falschen Versprechungen in die Selva zu locken, wo sie nur Krankheit, harte Arbeit und Hunger erwarte. „Sicher, am Anfang haben wir schwere Zeiten durchgemacht,

aber inzwischen werfen unsere Felder genügend Ertrag ab“, verteidigt Juan das Genossenschaftssystem, das sich auf die Minga der alten Inka beruft. Jede Familie lebt vom Ertrag eines ihr zugewiesenen Stückes Land. Je 20 Familien bebauen ihre Felder in Gemeinschaftsarbeit, in Handarbeit meistens und mit rudimentären



Werkzeugen, denn für Maschinen fehlt das Geld. Die in der Kantine versammelten Männer, denen man ihre Schwerarbeit ansieht, erzählen begeistert von ihrem Projekt der „Fronteras vivas“, der „lebenden Grenze“, die sie entlang der peruanischen Grenzen ziehen. Noch begeisterter erzählen sie von ihrem Messias Ezequiel Ataucusi und mit Spannung erwarten sie die erste Begegnung mit seinem Nachfol-

ger und neuem Oberhaupt der Gemeinschaft, Jonas Ataucusi.

Mit Ezequiel Ataucusi verstarb am 21. Juni 1999 eine der schillerndsten Gestalten, die Peru in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat: der 86-Jährige war Religionsstifter der ersten autochthonen Kirche Perus und mehrmaliger Präsidentschaftskandidat. Seine Anhänger verehren ihn als die Inkarnation des Heiligen Geistes, seine Gegner bezichtigen ihn der Mädchenschändung und Sklavenhaltung, die Ethnologen sehen in ihm ihre Theorien eines andinen Messianismus konkretisiert, aufgeklärte Theologen schwanken zwischen Belächeln, Sympathie und ein wenig Neid, weil Ataucusi etwas geschaffen hat, was viele von ihnen vergeblich versuchten: eine Religion der Armen.

Ezequiel Ataucusi war ein Quechua sprechender Wanderarbeiter und Schuhmacher aus Ayacucho, zuerst Katholik, dann Adventist, als ihm in einer Privatoffenbarung die zehn Gebote in neuer Form zuteil wurden. Zentral darin sind die

Einhaltung der alten mosaikalen Gesetze und die Verheißung, in Peru würde der neue Bund Jahwes geschmiedet, sozusagen als okzidentales Gegenstück zum alten Bund des Orients mit seinem Ausgangspunkt in Palästina. Ataucusi vermochte in den Andendörfern und später in

den Armenvierteln der Großstädte schnell Anhänger für seine „Israelitische Mission des neuen universalen Bundes“<sup>1</sup> um sich zu scharen. Sie rekrutierten sich aus den Ärmsten der Armen: Gelegenheitsarbeiter, ambulante Händler, Migranten sie alle, die in der Klassengesellschaft Perus aufgrund ihrer Hautfarbe und ihrer Herkunft an unterster Stelle stehen. Wie im Judentum sind die äußeren Unterscheidungsmerkmale konstitutiv: Männer müssen sich ihre Bärte und Haare wachsen lassen, Frauen einen Schleier tragen. Was ihnen in der peruanischen Gesellschaft noch mehr Ausgrenzung einbringt, wird in der religiösen Umdeutung zum Zeichen der Erwählung, also zu einer positiven Diskriminierung. Zudem verbindet das Religionsgebäude Ataucusis geschickt andine Elemente – Cusco als die im Alten Testament erwähnte Sonnenstadt, Manco Capac als Prophet und die Tawantinsuyo-Fahne als Zeichen

des neuen Bundes – mit den Riten des Alten Testaments. Die samstäglichen Gottesdienste, die im Haupttempel von Cieneguiella, 40 km nördlich von Lima, abgehalten werden, weisen denn auch alle Ingredienzien eines alttestamentarischen Spektakels auf: Frauen und Männer, strikt voneinander getrennt, singen Psalmen zu andinen Huayno-Melodien, vor der Tafel mit den 10 Geboten steigt Weihrauch auf und auf einem Scheiterhaufen wird ein totes Stierkalb geopfert.

Doch die Israeliten wären nur eine kuriose Fußnote im Gesamt der sich in Peru tummelnden Heilsversprecher und dankbares Forschungsobjekt für Ethnologen, denen es immer schwerer fällt, Autochthones in der mestizierten und säkularisierten peruanischen Gesellschaft auszumachen, wenn es Ezequiel Ataucusi nicht in den Sinn gekommen wäre, dem Gesetz Gottes auf effektivem Wege in Peru zum Durchbruch zu verhelfen: indem er eine Partei gründet und seine Präsidentschaftskandidatur lanciert. Der Prophet mit seinen zehn Geboten und eine Zurückaufs-Land-Ideologie reichen, um seine Anhänger für jede Präsidentschaftswahl zu mobilisieren. Bis ins letzte Bergdorf findet man die Wahlpropaganda für die FREPAP und ihren weißbärtigen, bebrillten Kandidaten. Mario Vargas Llosa erzählt in „Der Fisch im Wasser“ die Episode, wie er die Stimmen der Israeliten für seine eigene Kandidatur gewinnen wollte. Ezequiel hatte ihm versprochen „Ich werde Dich auf den Thron setzen“, um ein paar Wochen später seine eigene Kandidatur bekannt zu geben. Der bekennende Agnostiker Vargas Llosa war Ataucusi doch ein wenig zu riskant, um das privilegierte Volk Gottes wieder auf den rechten Weg zu führen. (Und Vargas Llosa hätte besser daran getan, 1990 statt des bärtigen Propheten den gleich obskuren Außenseiterkandidaten Fujimori zu hofieren)

Brachte es Ezequiel Ataucusi bei Präsidentschaftswahlen nie über 1 Prozent und machte er sich mit den auf seiner Liste gewählten Abgeordneten zum Gespött, weil diese – wie in Peru letzthin üblich – schnell zu einer profitträchtigeren Gruppierung überliefen, so zeigt sich im abgelegenen Urwald ein anderes Panorama: Durch die zahlenmäßige Übermacht der Israeliten in einigen Urwaldgemeinden stellen sie inzwischen die Bürgermeister in Pevás, Yavari und Tornavista. In San Pablo hätten sie es fast geschafft, wenn nicht der



Gegenkandidat die Wahlen erfolgreich angefochten hätte. Kein Wunder, dass die mestizischen Bewohner von San Pablo und Pevás von den Israeliten nicht viel halten. „Cunches“, Bartwelse, nennen sie die Eindringlinge wegen ihres Gesichtshaars, das bei Indígenas meist nicht über ein paar Härchen hinausreicht.

Der alte und dank rechtlicher Kniffe nun auch neue Bürgermeister von San Pablo hält die Propaganda seiner politischen Rivalen für pure Lüge: „Wir wissen doch, dass die Böden im Urwald schnell ausgelaugt sind und nicht viel abwerfen. Die Leute werden mit falschen Versprechungen hierher gelockt und führen ein elendiges Leben, werden wie Sklaven gehalten. Schau dir doch die Israeliten an, die hier in San Pablo betteln kommen.“

Weder die „alteingesessenen“ Mestizen noch die zugewanderten Israeliten kümmert es jedoch, was aus denen wird, die schon lange vor ihnen da waren: Die Indígenas verlieren durch die Kolonisierung immer mehr Lebensraum und das ökologische Gleichgewicht der Selva gerät in Gefahr.

---

### Eine Zukunft ohne den Messias?

---

Hinter dem Dorf San Pablo haben sich einige Israeliten niedergelassen. An Marias schlaffer Brust hängt ein ein Jahr altes Kind, während die zwei Größeren in der Hütte mit Maiskolben spielen. Viel mehr gibt es auch nicht zum Spielen: zwei verblichene Hängematten, eine Feuerstelle, eine verrostete Machete, ein paar Kochbananen. Die Behausung macht einen so heruntergekommenen Eindruck wie das Gesicht Marias Müdigkeit zeigt. Aus Cusco sei sie gekommen, ihrem Israeliten-Mann in die Selva gefolgt. „Aber es ist halt nicht so, wie wir uns das vorgestellt haben.“ Die Armut ist vielleicht nicht einmal schlimmer als diejenige, die sie in Cusco hinter sich gelassen hat. Aber die Familie, die Geschwister, die ältesten Kinder in Lima, die sie mangels Geld nicht besuchen kann, die so ganz andere Kultur und das Klima in der Selva, das macht ihr schon zu schaffen. „Aber was soll ich tun, wegen meiner Kinder bleibe ich hier bei meinem Mann“,

sagt sie mit dem jahrhundertlang geübten resignierten Lächeln der Andenbewohner.

Schräg gegenüber wohnt Antonia, ebenfalls Israelitin, aber eine, die ihre Religion heftig verteidigt. Als Kind eines ranghohen Israeliten ist sie in einer anderen Urwaldkolonie aufgewachsen, und nun will die tatkräftige und wortgewandte 29-Jährige ihre landwirtschaftlichen Kenntnisse anwenden: „Zwei Kühe habe ich dort hinten auf dem Feld, und das ist erst der Anfang. Damit kann ich einen kleinen Betrieb aufziehen.“ Auf den Meister Ezequiel lässt sie nichts kommen. „Alles Verleumdung, was die Presse über ihn sagt.“

Mehrere Male war Ezequiel Ataucusi wegen sexuellen Missbrauchs und sogar wegen Mordes angezeigt worden, auch von Mitgliedern seiner eigenen Familie. Innerhalb seiner Kirche konnte ihm dies nichts anhaben. Wie alle messianischen und autoritären Religionsführer schloss er kritische Geister aus der Gemeinschaft aus und scharte die Gläubigen noch enger um sich. Nun ist der Messias tot – und am Dritten Tage nicht wiederauferstanden, wie seine Anhänger glaubten. Kurz vor seinem Tod hatte der Schwerkranke seinen jüngsten und unbedarftesten Sohn Jonas zum Nachfolger eingesetzt. Der frühere Taxifahrer soll nun das Gesetz Gottes und vor allem den Geist seines verstorbenen Vaters verkörpern. Kein leichtes Unterfangen, und die Israeliten haben denn auch Mühe, die Autorität des knapp 30-Jährigen vor der Gemeinschaft zu rechtfertigen.

Enrique Espinosa hat als Ethnologe die Israeliten studiert und gibt den Israeliten höchstens noch zehn Jahre: „Ohne Ezequiel haben sie kein inneres Zentrum mehr. In der jetzigen Leitung sind alles junge, ungebildete Männer ohne jegliches Charisma. Zudem haben sie große ökonomische Schwierigkeiten mit der herrschenden Rezession. Sie bekommen ja kein Geld aus dem Ausland wie andere Kirchen.“

In Altamonte herrscht derweil heftiges Treiben: Alle bereiten sich auf den ersten Besuch von Jonas Ataucusi vor. Mädchen üben züchtige Tänze, Frauen schleppen Kuchen an, die Priester stehen in ihrem farbenprächtigsten Ornat und mit straff nach hinten geflochtenen Zöpfen am Ufer und warten auf die Ankunft des neuen Meisters. Selbst die skeptischeren Geister unter ihnen wollen glauben, dass mit Jonas das Gotteswerk weitergeht. Zuviel steht für sie auf dem Spiel: nichts weniger als der Traum vom irdischen Paradies. ♦

1) Über die Zahl der Israeliten liegen keine Statistiken vor; sie selbst sprechen von 500 000 – 800 000 Mitgliedern, davon allein 400 000 im Urwald. Ethnologen setzen eine niedrigere Zahl an: 200 000.



*Gut 45 Kilometer von Cajamarca entfernt befindet sich die größte Goldmine Südamerikas. Hier wird im Tagebau in etwa 4000 Metern Höhe, seit 1993 das kostbare und verheißungsvolle Metall abgebaut. Während peruanische PolitikerInnen und Medien von einem Glück für die Region bzw. für das ganze Land sprechen, bleiben Zweifel, ob denn wirklich alles Gold ist, was von der Mine Yanacocha glänzt.*

**D**IE STADT Cajamarca liegt rund 850 Kilometer nördlich von Lima, ist die Hauptstadt des gleichnamigen Departements und mit heute fast 200 000 EinwohnerInnen eine der so genannten aufstrebenden Städte Perus. Während das Umland und die Stadt in vergangenen Zeiten in erster Linie für ihre Milchproduktion und –produkte bekannt waren und als ländlich, agrarisch bezeichnet werden konnten, kam es im Laufe der 90er Jahre zu einem deutlichen Wandel.

So begannen 1984 die US-amerikanische Newmont Mining, die peruanische Buenaventura-Gruppe und die französische BRGM in Form eines Joint Ventures die Claims in dieser Gegend abzustecken. Mit diesem Schritt wurde nicht nur die effektivste Goldmine der Welt erschlossen, zeitgleich beinhaltete dies zudem noch

unabsehbare ökologische, soziale und ökonomische Konsequenzen für die hier lebenden Menschen.

Die Mine Yanacocha wird heute vom Hauptgesellschafter Newmont Mining geleitet, der 51,35 % der Anteile hält. Der peruanische Partner besitzt 44,65% und die restlichen 5% entfallen auf die International Finance Corp. Im letzten Jahr förderten sie 1,65 Mio. Unzen Gold, wobei die Nettoproduktionskosten bei US\$ 110 pro Unze lagen und damit nur halb so hoch waren wie in den meisten vergleichbaren Goldminen auf der Welt. So enthält ein euphorischer Börsenbericht des letzten Jahres von Siegel Investments über Newmont Mining die Meldung für alle Aktionäre, dass „seit dem Produktionsbeginn vor sechs Jahren die Yanacocha Mine regelmäßig die Produktionsrekorde bricht und dabei eine Verfünfachung der ursprünglich entdeckten Goldreserven erlebte“.

Dabei fließt der Großteil der enormen Gewinne in die USA ab bzw. findet sich in den bevorzugten Wohngebieten der Nomenclatura in der Hauptstadt Lima wieder.

Schon die Landaneignung seitens der Minengesellschafter lässt keine Zweifel zu, dass Gewinnstreben und Profitgier einen weit höheren Stellenwert besitzen, als sie nach Darstellung der Betriebe sich gerne soziales Engagement und ökonomischen Aufschwung für die Region auf ihre Fahnen schreiben. So wurden den ansässigen Bauernfamilien Kaufangebote für ihr Land unterbreitet, wobei die Ausgleichszahlungen 1992 bei 42 US-Dollar pro Hektar Land lagen und im Laufe der Zeit kontinuierlich stiegen. 1997 wurden beispielsweise schon 540 Dollar/ha bezahlt und heute liegt der Preis bei über 1000 Dollar. Verglichen mit dem durchschnittlichen Tageslohn der campesinos, der etwa